

Kommentar

Alexandra Riegler

Laissez-faire bis an den Abgrund



In Wissenschaftlerunden löst der Vorschlag, Deregulierung auch als Innovationsmotor der Forschung zu verwenden, regelmäßig Gelächter aus. Abseits von Forschung aber schmiedet Joe, der Installateur, eine Art Tellerwäscher 2.0 und Archetyp des sich im Land der unbegrenzten Möglichkeiten Hocharbeitenden, an seiner Karriere als Buchautor. Dass Joe vor seiner Berühmtheit die Vorzüge des deregulierten Staates so gar nicht nutzen konnte und nicht einmal Steuern zahlte, schien für die Spin-Doktoren der US-amerikanischen Rechten bloß ein Detail. Trotz 700 Mrd. Dollar schwerer Auffangpakete wird von den Konservativen jede Markteinschränkung weiterhin mit dem S-Wort belegt: Sozialismus. Bürger würden von einem aufgeblähten Staat sozial ummuttert werden. Die Linke führte zwar immer wieder einmal Schweden ins Treffen, ein Land mit Uni-Ausbildung und Krankenversicherung am Gratisbuffet. Man spricht davon aber wie von einem exotischen Tier, das man lieber nicht füttert. Die Aussicht auf Regulierung treibt US-Amerikanern weiterhin den kalten Schweiß auf die Stirn. Zu sehr ist Laissez-faire mit den Erfolgsrezepten der Self-made-Millionäre und den Träumen der Millionen verbunden, die darauf hinarbeiten. Doch so sehr sich viele US-Bürger an die republikanische Position – „der Markt wird's schon richten“ – klammern: Ihr Ruf ist beschädigt. Als Ex-Notenbankchef Alan Greenspan eingestand, dass er mit seinen Strategien „teilweise unrecht“ hatte, waren die USA kurzzeitig sprachlos. Neue Beweise für die Schädlichkeit hemmungsloser Regellosigkeit könnte die nahe Zukunft liefern. Experten schließen nicht aus, dass bald auch das Kartenhaus der Kreditkartenschulden ins Wanken gerät.

Klaus Lackner

Fachpolitiker gesucht



Wir schreiben das Jahr 2008. In Österreich herrscht (noch) Vollbeschäftigung. Und an allen Ecken und Enden fehlt sie: die Fachkraft. Unternehmen jammern, die Sozialpartner posaunen ihre Standpunkte herum und inszenieren sich medial. Nach langem Tauziehen wurde nun ein Kompromiss für die Blue Card der EU geschlossen, die viele nur als billigen Abklatsch des amerikanischen Pendant Green Card sehen. Der „Brainrain“, die Abwanderung von gut ausgebildeten Personen, wird wohl weiterhin in Richtung USA stattfinden. Selbst innerhalb der EU, in Österreich, streitet man sich, ob vor 2011 Menschen aus den neuen EU-Ländern außer in Form von zahlungskräftigen Touristen willkommen sind. Offensichtlich hat noch kein österreichischer Politiker oder Sozialpartner erkannt, dass die Qualifizierten etwa von den findigen Briten bereits weggeschleppt wurden. Verzweifelte Ostdeutsche wandern heutzutage nach Polen aus, da auf die Lebenshaltungskosten heruntergerechnet in der Danziger Werft mehr verdient werden kann als in der gläsernen VW-Manufaktur in Dresden oder gar als Hartz IV-Empfänger. Österreichs Politelite kämpft für den Standort. Offensichtlich nur verbal. Deshalb nehmen findige Unternehmen das Ruder selbst in die Hand. Ein Beispiel aus der IT-Branche: Microsoft hat eine eigene Plattform für seine Partner geschaffen. Dort dürfen oder besser sollen sich sogar IT-Arbeitskräfte mit verjährtem Wissen registrieren. Somit zählt allein der Wille, sich weiterzubilden, um einen neuen, attraktiven Arbeitsplatz zu finden. Die Ausbildung übernimmt Microsoft, das noch dazu von seinen Partnerunternehmen 500 Euro Kopfgeld kassiert. Der Aufwand: ein Mitarbeiter mehr im Hause Microsoft.

Anarchie des Kapitals

Ohne sich ständig selbst zu zerstören und neu zu erfinden, würde wirtschaftliche Entwicklung nicht funktionieren. Schon die Anarchisten wussten: Zerstörung ist Innovation.

Arno Maierbrugger

Wie sich die großen Worte gleichen: „Die Lust der Zerstörung ist eine schaffende Lust“, schrieb Michail Bakunin, der Vater des Anarchismus, Anno Domini 1842. Er spielte damit auf die Zerstörung der Herrschaft und des Eigentums an, eine Haltung, die ihm die wenig schmeichelhafte Klassifikation eines Predigers der Gewalt und des Terrorismus einbrachte.

Was Bakunin mit Kreativität und Innovation zu tun hat? Nun ja, der Begriff der „Creative Destruction“ oder der „Schöpferischen Zerstörung“ wird heute als wesentlicher, beinahe unverzichtbarer Bestandteil der makroökonomischen Entwicklung begriffen. Er wird dabei vielleicht nicht so radikal und dialektisch gesehen wie bei Bakunin, aber grundsätzlich folgt er diesem Prinzip.

Das Prinzip der „Schöpferischen Zerstörung“ wurde durch den österreichischen Ökonomen Joseph Schumpeter populär. Er wandte den Zerstörungsbegriff auf das Unternehmertum und das Wettbewerbsprinzip an: Laut Schumpeter ist die Zerstörung alter Strukturen in jedem Wirtschaftszyklus notwendig, und auf die Zerstörung – siehe Bakunin – folgt die Neuordnung. Zerstört wird dabei allerdings nicht mit Bomben und Granaten, sondern mit Innovati-

onen: Schumpeters interessante Theorie geht davon aus, dass sich die industrielle, sprich: kapitalistische Entwicklung stets von innen heraus revolutioniert und daraus Neues schafft und Altes ablegt. Diese Innovationsrevolutionen – Schumpeter war nicht nur Nationalökonom, er war auch profunder Kenner der marxistischen Theorie – treten nach seiner Vorstellung in Schüben auf und erzeugen dadurch Konjunkturzyklen.

Dotcom- und Kreditblasen

Wie recht Schumpeter hatte, kann man anhand diverser solcher „Zyklen“ der letzten Jahre gut sehen. Nehmen wir etwa die Dotcom-Ära: Als sich die neuen Internet-Unternehmen anschickten, durch technische und später betriebswirtschaftliche Innovationen (New Economy) das System zu verändern, gingen die Börsen ab wie Raketen. Unternehmen ohne jeden Substanzwert waren plötzlich mehr wert als alteingesessene Dinosaurier wie General Electric oder Siemens. Dieses System ging so lange gut, bis es so weit war, den Nutzen der neuen, meist digitalen Erfindungen zu bemessen. Daraufhin stürzte das New-Economy-Kartenhaus zusammen. Übrig blieben jene Innovatoren, aus denen die Informationsökonomie entstand.

Oder nehmen wir die Subprime-Kreditblase in den USA:

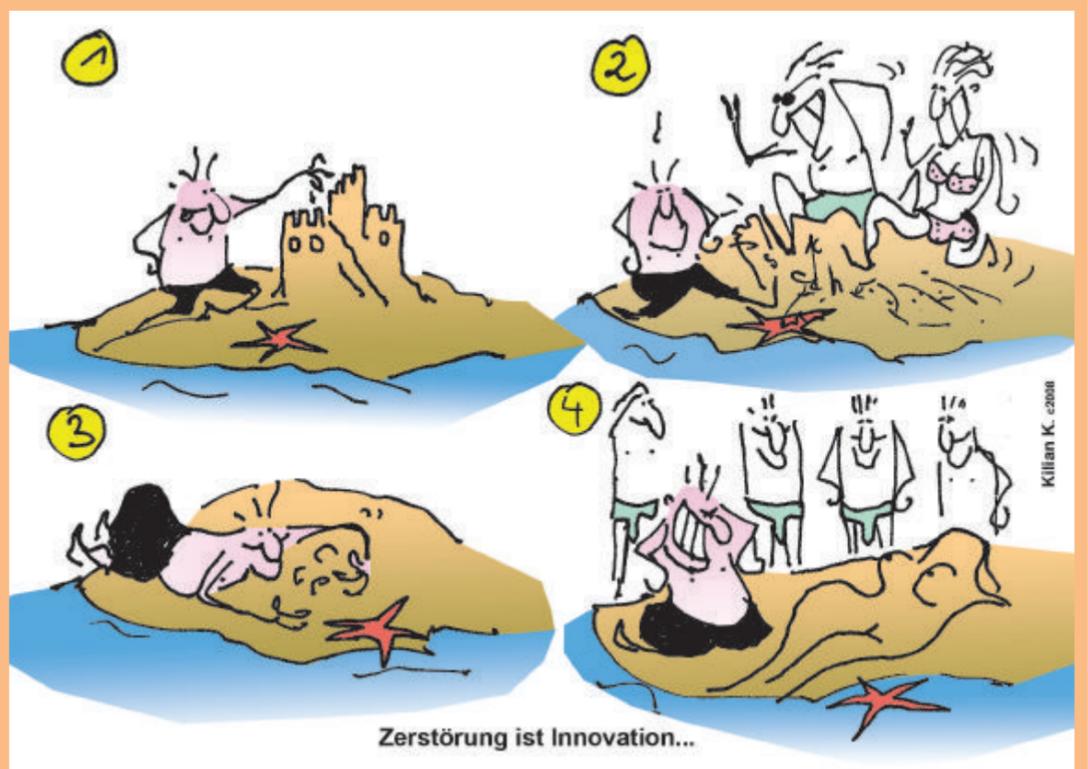
Das System der privaten Hochrisikokredite war auf steigenden Hypotheken-Werten basiert. Eine Annahme, die sich als verheerend falsch erwies. Das gesamte System der privaten Hauskredite in den USA und anderen Ländern liegt mehr oder weniger am Boden.

Und da die amerikanischen Hypothekenbanken das Subprime-System mit ihren fantasievollen Schuldobligationen internationalisiert haben, traf deren Zusammenbruch die gesamte Weltfinanzwirtschaft, die gerade ebenfalls im Begriff ist, sich neu zu ordnen. Schon ist die Rede vom „Ende des Kapitalismus“, zumindest eines Kapitalismus, wie wir ihn kennen.

Nein, würde Schumpeter sagen, Krisen seien dem Kapitalismus immanent: „Darin besteht der Kapitalismus, und darin muss auch jedes kapitalistische Gebilde leben.“ Für Schumpeter wäre die Börsenkrise heute eher ein Beweis für die „inhärenten Widersprüche des kapitalistischen Erfolges“.

Interessant übrigens, dass Schumpeter in seinen Theorien eine scharfe Linie zwischen dem klassischen Kapitalisten und dem Unternehmer zog. Unternehmer seien Personen, die ihre wirtschaftliche Position nicht rein durch Kapital und Ertrag, sondern durch ständige Innovation verbessern – heute heißen sie Entrepreneur.

Karikatur der Woche



Zeichnung: Kilian Kada